# Christian Döring

*Jan Koneffkes neuer Roman „Eine Liebe am Tiber“*

Sebastian, der erwachsen gewordene Erzähler dieser Geschichte, die uns Jan Koneffkes neuer Roman „Eine Liebe am Tiber“ schenkt, dieser Archäologe Sebastian, dieser Stöberer im Vergangenen und Verborgenen, spricht auf der letzten Buchseite eine einfache aber schwergewichtige Selbsterkenntnis aus: „Ich werde leben, sonst nichts. Ja, ich glaube, mein Leben beginnt erst jetzt.“

Diese Katharsis, diese ‚Reinigung’, ist ein schönes altes Grundmotiv allen Nachdenkens über das Tun der Literatur, das mit der „Poetik“ beginnt. Und es ist auch ein Grundmotiv des Schreibens von Jan Koneffke, in dem sich noch dazu das Poetische, das Essayistische und das Romaneske verbinden.

Wer, wie dieser Sebastian Wieland in „Eine Liebe am Tiber“ endlich zum Lebensneubeginn findet, der hat sich biografisch gehäutet, der hat Lebensschlacken hinter sich gelassen, der ist durchs Purgatorium der Erinnerung gegangen.

„Schreiben, Erinnern, Erfinden“ – so heißt ein literaturtheoretischer Aufsatz von Jan Koneffke, der – wie alle bemerkenswerten Autoren von Gewicht – sich immer an den Möglichkeiten des Erzählens im Umgang mit Gegenwart und Geschichte, mit Geschichte in Geschichten reibt. Seine beiden Romane der letzten Jahre, „Paul Schatz im Uhrenkasten“ (erschienen bei DuMont im Jahr 2000) und nun „Eine Liebe am Tiber“, spiegeln sich darin: Denn aller Realismus ist per se Erinnerung, wenn alle immer schon vergangene Wirklichkeit vor dem Erzählen zu Erinnerung, von dieser verfremdet und so Stoff der Literatur wird. Alle Geschichte wird fiktiv und wenn der Schein epischer Einheit des Lebens zerbricht, dann kann das Leben erst neu zusammengesetzt wieder leben. So kann der Erzähler Sebastian seinen Satz aussprechen: „Mein Leben beginnt erst jetzt.“

Jan Koneffkes Roman „Paul Schatz im Uhrenkasten“ – von der Literaturkritik in die Ecke „Kindheit im Nationalsozialismus“ gestellt und zu wenig beachtet – erzählte aus der Sicht eines Kindes, des Halbwaisen und Halbjuden Paul aus dem Berliner Scheunenviertel vom Überleben eines Jungen durch die Kraft der Fantasie. „Man muß aus seinem Leben eine Geschichte machen.“ – das bekennt dieser Paul Schatz am Ende, auch hier am Ende, dieses Entwicklungsromanes, in dem ein jüdischer Buchhändler jenem Paul schließlich sagt: „In dieser Welt ist Wahrheit ein Traum oder eine Idee oder eine heimlich von Mund zu Mund laufende Geschichte.“

Mit anderen Worten: Fiktion, und als solche erzählt Jan Koneffke diese Familiengeschichte aus der Nazi-Schreckenszeit, komisch und traurig und in witzigen Episoden voll märchenhafter Spannung. Solch poetisch-fantasievoller, ja surrealer Ton, hat nichts mit einer „Verharmlosung des Schreckens“ im Sinne, wie auffahrend falsch moralisierende Literaturapostel zu erkennen meinten, sondern vielmehr mit einer epischen, einer narrativen Wahrheit.

Als jemand, der zunächst die Wahrheit in der Poesie sucht, als Poet mit einem ganz und gar unverkennbaren eigensinnigen Stil wurde Jan Koneffke 1987 als Sechsundzwanzigjähriger bekannt, als er den Leonce-und-Lena-Preis, den bedeutendsten Lyrikpreis für junge Autoren zugesprochen bekam. Und „Gelbes Dienstrad wie es hoch durch die Luft schoß“ hieß das erste Gedichtbuch, eines auch an Mörike geschulten Idyllen-Jongleurs, der schließlich – nach Jahren einer vor allem erzählerischen Entfaltung – zu einem zweiten Gedichtbuch fand. Und der Titel „Was rauchte ich Schwaden zum Mond“ verrät bereits den Ton: mal sarkastisch, mal salopp, mal lakonisch und rebellisch verzweifelt, in freien Versen oder liedhaften Strophen erzählen Jan Koneffkes Gedichte von einer bodenlosen Welt, in der ein lyrisches Ich traumtänzerisch über auch gesellschaftliche und geschichtliche Abgründe balanciert – sofern es sich nicht selbst zum Abgrund wird, der Traum zum Trauma.

Ein Trauma versteckt sich in Jan Koneffkes neuem Roman, dessen Premiere wir heute Abend feiern, hinter einer deutschen und bildungsbürgerlichen Fassade. Italien heißt der Sehnsuchtsort, wo seit Goethe und Gregorovius, nach ‚Wanderjahren’ und ‚Italienischen Reisen’ die Zitronen blühen. Roma aeterna und ein Oberstudienrat begegnen uns, den zieht es mit seiner Familie, Frau und zwei Kindern, an die Deutsche Schule. „Eine Liebe am Tiber“ wird bei Jan Koneffke zu einer abgründigen und tragikomischen Familiengeschichte, zu einem Entwicklungs- und auch Liebesroman. Rom, in dem Jan Koneffke über Jahre heimisch war, bevor er nun zum Wahlwiener wurde, erscheint in einer fellinesken Szenenfolge: bunt, grotesk und grell, laut und voller Düfte, katholisch, kommunistisch, damals am Ende der sechziger Jahre, als die Familie des Lehrers Ludwig Wieland eintrifft. Aber von Politik und vor allem von römischer Alltags- und Lebensanarchie will dieser klassische Bildungsbürger mit dem Dichternamen Wieland nichts wissen. Seine ehemalige Karriere als Lastenseglerpilot der Wehrmacht hat er längst verdrängt, das hartnäckige Gerücht vom Mussolini-Befreier haftet zwar an ihm, aber er dichtet Sonette, sammelt in maßloser Leidenschaft antike Scherben und ruiniert mit kriminellen Machenschaften die Existenz seiner Familie. Vor allem, der ‚Unrat’ der Vergangenheit drängt an die Oberfläche. Feinsinniges Bürgertum und Verbrechen lagen auch in der deutschen Geschichte häufig zusammen. Der Sonette-Schreiber und Gamben-Bauer verliert allmählich seine Frau Elinor, „Feelein“ genannt, aus den Augen; eine von Anbeginn Verlorene, zwischen Vernachlässigung und der Sehnsucht nach erfüllter Liebe. Diese lebt sie dramatisch mit dem anarchistischen Studenten Luca, dessen komischen Erzählungen und Lebensutopien sie süchtig lauscht. Hin- und hergerissen ist sie zwischen dem zynisch grotesken Adeligen Eugenio Frangipane und Roms bunter Bohème der siebziger Jahre.

Am Sehnsuchtsort am Tiber zerbricht also eine deutsche Bildungsbürgerfamilie. Und Jan Koneffke konstruiert in der Abfolge zwischen der Erinnerung an die Zeit des Heranwachsens und der Gegenwart die Bildungsgeschichte eines jungen Mannes, dieses heranwachsenden Sebastian, der zum Archäologen wird, zum Archäologen, der die Wahrheit über seine eigene Familie erfährt, nicht zuletzt auch die über die nationalsozialistischen Jahre seines Vaters. Die Kunst des Poeten und Prosaisten der Erinnerungen, das Können des Jan Koneffke ist es, diesen eigenwilligen Familienroman in prallen Bildern, in Szenen und Stimmungen fellinesken Ausmaßes sinnensprühend zu erzählen, komisch und absurd. Es sind römische Verhältnisse, zu denen der kommunistische Schuster Fabrizio gehört, der Arien schmettert, mit Stalin Zwiesprache hält und wie ein Seher die Geschichte einer seltsamen deutschen Familie begleitet, da tritt neben vielen anderen die Nachbarsfamilie Sassolino auf, mit der Signora Beatrice, ihrem ausladenden Busen und den eigenartigen Gerüchen, und wir begegnen der burschikosen Tochter Lilli Sassolino, mit der der Erzähler Sebastian hinterm Bretterverschlag im Keller erste heimliche Liebe kennen lernt. Turbulenzen am Tiber – in den Maßen einer Tragödie. Umbrüche und Hoffnungen einer seltsam fernen Zeit, erzählt aus der Sicht des staunend heranwachsenden Sohnes Sebastian – auf dem Weg zum eigenen, zum ‚jetzt erst’ beginnenden Leben.

Im richtigen Leben wie im Roman ist die Erinnerung, für uns oder für den Erzähler, das einzige Mittel, mit einem Leben zu einer Versöhnung zu kommen, an dem im großen so schwergewichtigen wie unterhaltsam leichtfüßigen Roman von Jan Koneffke, die in ihre italienischen Illusionen und Kriegstraumata verstrickten Eltern scheitern mussten. Und: ein Erzähler macht auch vor, was es heißen kann zu verstehen und, ein großes Wort zum Abschluss, zu verzeihen.

*Christian Döring war von 1987-1997 Lektor des Suhrkamp-Verlags in Frankfurt, anschließend, bis März 2006, Programmleiter des DuMont Literaturverlags Köln. Seither lebt er als freier Lektor in Paris und Venedig. Sein Vortrag zum Werk Jan Koneffkes, insbesondere den Roman „Eine Liebe am Tiber“, hielt er zum ersten Mal in der „Alten Schmiede“, Wien, anläßlich einer Buchpräsentation im September 2004.*